SCHWEIZERISCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

ASSOCIATION SUISSE DES PHILOLOGUES CLASSIQUES

B U L L E T I N No. 2

F e b r u a r 1972

Jacques Michel, Grammaire de base du latin. 415 Seiten, Editions De Sikkel, Anvers 1967 (zugleich Librairie Klincksieck, Paris) ca Fr. 20.-

Was den Umfang betrifft, unterscheidet sich diese Grammaire de base kaum von den bei uns üblichen Grammatiken, und auch die nach der Wichtigkeit bzw. Häufigkeit abgestufte drucktechnische Gestaltung lässt sich mit derjenigen bei Rubenbauer-Hofmann, Bornemann, Krüger-Troll-Holtorf, Throm, Landgraf-Leitschuh, um nur diese zu nennen, ohne weiteres vergleichen. Der Titel "Basis-Grammatik" darf auch nicht zum Schluss verführen, Michel beschränke sich - ähnlich wie die verschiedenen "Kurz-Grammatiken" deutscher Verlagsanstalten - auf die grundlegenden Erscheinungen; im Gegenteil, man findet in dieser Grammaire de base mindestens so viele, wenn nicht mehr Auskünfte als in den namentlich angeführten "deutschen" Grammatiken. Der wesentliche Unterschied liegt nicht im Umfang und nicht im Rahmen der berücksichtigten sprachlichen Erscheinungen, sondern einerseits im Bestreben, die einzelnen grammatikalisch-syntaktischen Tatsachen durch kurze, aus Originalsätzen gewonnene Beispiele, die als Kapitelüberschriften dienen, zu veranschaulichen und einzuprägen, anderseits im Grundsatz, innerhalb mehr oder weniger gleichbedeutender Ausdrucksweisen festzustellen, welches die häufigste und beliebteste, also für das Latein typische Ausdrucksform ist,und dementsprechend Schwerpunkte zu setzen, indem das wirklich Wichtige und Häufige mit dem gehörigen Nachdruck dargelegt und vorgeführt wird. Das Buch vermittelt dem Benützer so weniger den Eindruck eines festen Regelgebäudes als das Bild sich gegenseitig konkurrenzierender Formen und Konstruktionen, also einen Einblick in die Entwicklung und in das Leben der Sprache , wie man es von den einschlägigen Darstellungen der französischen Schule (Ernout, Thomas u.a.) her gewohnt ist.

Diese mehr auf Entwicklung als auf ein starres Schema ausgerichtete Betrachtungsweise macht es auch überflüssig, eine für die klassische Latinität festgestellte "Regel" im Hinblick auf die ältere oder die kaiserzeitliche Sprache zu mildern oder gar zu widerrufen, wie dies in den Anmerkungen unserer der "deutschen Schule" verpflichteten Grammatiken nur allzu oft der Fall ist.

Jedem Lehrer, der - zu seinem Vorteil - gelegentlich die ausgetretenen Bahnen der Grammatik- und Syntaxerklärung verlassen möchte, sei empfohlen, vor der Behandlung anspruchsvollerer Fragen ausser "seiner" Grammatik auch diese Grammaire de base einzusehen. Denn ganz abgesehen von der verschiedenen Darstellungsweise, die viele Anregungen bietet, lehnen auch die übersichtlich zusammenfassenden Tabellen und die meist sehr geschickt gewählten (nicht einfach aus Kühner-Stegmann bezogenen) Mustersätze das Nachschlagen; diese Beispielsätze sind durchwegs mit den notwendigen Stellenangaben versehen und in einem Anhang zur Grammatik unter Wiederholung der Fundstelle übersetzt. Als einzige Schwierigkeit ergibt sich für den deutschsprachigen Benützer die teilweise abweichende Terminologie, die z.B. anstelle von "Prädikativ" ausgerechnet attribut, anstelle von "Attribut" épithète, für "Gerundium" gérondif und für "Gerundiv" adjectif verbal verwendet. Das dreifache Register, über das die Grammaire de base verfügt, hilft aber mit, solche terminologischen Schwierigkeiten ohne grosse Mühe zu meistern.

Als Beispiel für die vielfältigen und fruchtbaren Anregungen, die der Lehrer aus Michels Grammatik schöpfen kann, diene das Kapitel "Indirekte Fragesätze" - interrogation indirecte -, das eine Crux sämtlicher Grammatiken darstellt und auch bei Michel nicht restlos überzeugend, aber eben doch anregend dargestellt ist. Während die meisten Grammatiken den Unterschied zwischen direkten und indirekten Fragen so darlegen, als wäre der Indikativ der Modus der direkten, der Konjunktiv der Modus der indirekten Frage, geht Michel - und damit kommt er der Wahrheit bedeutend näher - davon aus, dass in der direkten Frage der Indikativ oder der (deliberative oder potentiale) Konjunktiv stehen kann und belegt das auch mit entsprechenden Satzbeispielen; er weist auch ausdrücklich - wieder mit Beispielen - auf die mögliche deliberative Nuance der indirekten Frage hin. Für die direkte Frage setzt auch er - ohne Rücksicht auf das auffällige Schwanken in der älteren Sprache - grundsätzlich den Konjunktiv voraus, führt aber immerhin Fälle wie "nescio quis loquitur" als Besonderheiten mit entsprechender Erklärung an. Eine Tabelle zur Veranschaulichung der Consecutio temporum (mit Einschluss der Nachzeitigkeit), eine Uebersicht über die wichtigeren Fragewörter (Pronomina, Pronominal-Adjektive und Adverbien) sowie ein Abschnitt über positive, negative und berichtigende Antworten auf Satzfragen ergänzen die aufschlussreiche Darstellung. Theodor Knecht

W. Krause, Die Griechen (von Mykene bis Byzanz) 428 Seiten. Verlag Franz Deuticke, Wien 1969. DM 75.-

Dieser Band, der eine Einführung in die griechische Altertumskunde in thematischer Darstellung sein will, erfüllt die gehegten Erwartungen, soweit dies im Rahmen eines Handbuches von etwa 400 Seiten überhaupt möglich ist. Der Verfasser, welcher dem Griechentum in seiner Gesamtheit gerecht werden will, gliedert seine Arbeit in die folgenden drei Hauptabschnitte:
- Siedlungsraum, Entstehung des griechischen Volkes und seiner Sprache
- Die Gesellschaft (d.h. Privatleben, Wirtschaft, Staat, Recht)
- Religion, Philosophie und Wissenschaft.

Jeder dieser Abschnitte würde für sich ganze Bände füllen, und man wird es deshalb als verdienstlich werten, dass es der Verfasser verstanden hat, angesichts der Ueberfülle an Material die jeweils wichtigsten Aspekte mit grosser Akribie herauszuarbeiten. Dabei sind sowohl ältere Standardwerke wie auch modernste Fachliteratur zu den einzelnen Themen berücksichtigt worden. Ein umfangreicher Quellennachweis von annähernd 80 Seiten und ein Literaturverzeichnis ermöglichen dem Interessenten, die einschlägige Literatur zu konsultieren.

Die Anlage des Werkes bringt es mit sich, dass viele Probleme nur am Rande gestreift werden können, und es stellt sich die Frage, ob nicht im Sinne einer Straffung gewisse Kapitel ganz wegzulassen wären. So scheint es mir - um ein Beispiel herauszugreifen - fast unmöglich zu sein, auf fünf Seiten wesentliche Aspekte der griechischen Sprachentwicklung aufzuzeigen, und dies unter Berücksichtigung so vielschichtiger Probleme wie Ablaut und Dialektgliederung. Für den Fachmann, der Griechisch kann, bieten solche fragmentarische Darstellungen zu wenig, und der Laie wird diese Kapitel nicht zur Einführung benützen. In diesem Zusammenhang mag es erstaunen, dass im Kapitel "Zeitalter der Dialekte" die traditionelle, heute jedoch durch die Mykenologie weitgehend revidierte Gruppierung der Dialekte beibehal-

ten wurde, während über das sog. "Vorgriechische" (d.h. die Sprache der "Pelasger" etc.) noch ungesicherte Forschungsergebnisse vorgelegt werden (S. 22 f.). - Das gänzliche Fehlen von Abbildungen erweist sich als Mangel, der sich etwa bei der Beschreibung der Architekturstile besonders bemerkbar macht.

Im ganzen gesehen darf jedoch das vorliegende Buch als seriös aufgebautes Nachschlagewerk jedermann empfohlen werden, der als Studierender oder Lehrer in irgendwelchen Fragen eine fundierte und zuverlässige Auskunft sucht. W. Kastner

O. Leggewie, Die Welt der Griechen und Römer. 343 Seiten Verlag Aschendorff, Münster 1971. DM 16.80.

Unter diesem Titel erscheint die neubearbeitete 14. Auflage von Henses Griechisch-Römischer Altertumskunde. Das Buch ist in erster Linie für den Gymnasiasten bestimmt, darf aber für sich in Anspruch nehmen, auch dem Studenten einen instruktiven kulturgeschichtlichen Abriss zu bieten. Es ist ein Gemeinschaftswerk von acht Verfassern, welche die einzelnen Kapitel unter sich aufgeteilt haben. Dieser Umstand erklärt auch, warum die einander entsprechenden Abschnitte z.T. unterschiedlich konzipiert sind, sodass sehr kurz gehaltene Kapitel mit ausführlichen Darstellungen wechseln. Besonders auffällig ist der Gegensatz bei der Beschreibung des griechischen und römischen Staates, wo den Griechen acht Seiten, den Römern hingegen 33 Seiten gewidmet werden. - Sehr zu begrüssen sind die neu hinzugekommenen Abschnitte aus dem Gebiet der antiken Naturwissenschaften sowie ein kunstgeschichtlicher Ueberblick. Zumeist geschickt ausgewählte Zitate im Original oder in Uebersetzung erläutern und beleben zugleich die Gesamtdarstellung. Kunstdrucktafeln, Abbildungen und Karten ergänzen das Buch; allerdings könnte die Qualität der Photographien etwas besser sein, und die Porträts berühmter Griechen und Römer wünschte man sich in grösserem Format. Auch sonst lassen sich hie und da kleinere Mängel feststellen. So ist etwa - ähnlich wie in dem besprochenen Buch von Krause - die Gliederung der griechischen Dialekte in der Darstellung zumeist äusserstunklar. (Auf Seite 74 wird behauptet, dass die drei Hauptdialekte des Griechischen Ionisch-Attisch, Aiolisch und Arkado-Kyprisch seien, wobei die Stellung des en passant erwähnten Dorischen ganz im Ungewissen bleibt.)

Dominiert beim Werk von Krause der wissenschaftliche Charakter, so ist dieses Buch eher für den Schulgebrauch geeignet; es stellt ein wichtiges Hilfsmittel dar, zumal es durch ein Namen- und Sachregister gut erschlossen ist und mit seinem Literaturverzeichnis dem Lehrer den Weg zur spezielleren Fachliteratur weist. W. Kastner

Ursula Früchtel, Die kosmologischen Vorstellungen bei Philo von Alexandrien. E.J. Brill, Leiden, 1968, 198 S., Leinen, 36 Gld.

Hervorstechendstes Merkmal dieser Untersuchungen ist die klare Problemstellung und Methode. Auf dem Boden der modernen protestantischen Theologie stehend, mit sehr soliden Kenntnissen der antiken Philosophie ausgerüstet, gibt die Verfasserin zunächst eine gute kritische Uebersicht über frühere Tendenzen der Philo-Forschung; ihre Bibliographie ist überaus reichhaltig und keineswegs auf deutsche Publikationen beschränkt.

Besonders schwierig ist bekanntlich Philos Logos-Begriff; die grosse Vielfalt der Bedeutungen, die dieses Wort im Griechischen haben kann, spiegelt sich auch hier wider. Umso dankbarer ist man für Ursula Früchtels besonnene und umsichtige Darstellung. Die Verfasserin versteht es, klar zu machen, wie Philo die Transzendenz zu wahren vermocht hat: Besonders deutlich wird das durch die Unterscheidung von Prototyp und Protoplast, von Schöpfung und Zeugung, und durch den Hinweis auf das Fehlen einer (gnostischen) "Katastrophen-Kosmologie" im Dienste der Soterologie. Mit dem Logos ist es Philo gelungen, "eine Brücke zu schlagen zwischen der statischen Vorstellung von einem transzendenten Gott, wie ihn die Philosophie seiner Zeit kannte, und der dynamischen Vorstellung von der Geschichtswirklichkeit Jahwes, wie sie im AT begegnet". Die Gnosis des 2. Jahrhunderts übernimmt Philos Gedanken und stellt sie in einen anderen Rahmen; die Unterschiede sind deutlich.

Die kosmologische Auswertung der besonders ausgeprägt platonischen Seinsdiärese erweist sich als überaus wichtig: Die Aufgabe des Menschen verlagert sich von der Dialektik auf die Ethik. Noch deutlicher wirkt sich Philos religiöses Vorurteil gegenüber der ziemlich sicher Poseidonios verpflichteten Kosmologie aus, die Philo ebenfalls häufig darstellt. Ganz im Rahmen des mittleren Platonismus, z.T. auf dem Wege zum Neuplatonismus, kann Philo im AT Chiffern für naturwissenschaftliche Erkenntnisse oder für metaphysische Realitäten sehen. Bestimmend ist jedoch wohl, dass er es eben mit dem AT zu tun hat, statt mit Homer oder heidnischen Mysterien und Mythen. Geistesgeschichtlich bedeutsam ist die Darlegung von Philos hermeneutischen Grundsätzen in De Vita Moysis II, zumal die Verfasserin auf Philos - in der Antike ganz neuartige - Stellung zur Septuaginta hinweist.

Zum Abschluss des ersten Teils, der die Nahtstellen in Philos kosmologischem Denken und ihre Herkunft untersucht, bemüht sich Ursula Früchtel zu zeigen, wie Philo die Vielfalt der Traditionen zu einer Einheit verschmolzen hat, indem er verschiedene Grade der Eingeweihtheit nennt und zudem den doppelten Weg der Schöpfung und den des Aufstiegs der Seele zeichnet.

Philos hermeneutische Methoden sind die seiner Zeitgenossen. Grundthese ist die Ueberzeugung, dass alle Philosophien und Mysterien im Grunde dasselbe meinen; so sammeln sie alles Erreichbare, um es auf ein bestimmtes Ziel hin zu interpretieren; Eklektizismus, wie er Philo gelegentlich vorgeworfen wird, ist das nicht. Sowohl der Gedanke einer Möglichkeit vorübergehender Gottesschau für den Philosophen als auch die Beschränkung der gnosis theou auf den Logos geht von Plato aus; diese ist im zeitgenössischen Skeptizismus verankert. In der Offenbarung sieht Ursula Früchtel - sicher mit Recht - den Schlüssel zu den gegensätzlichen Darstellungen der Erkenntnislehre. "Was bei Plato erkenntnistheoretisches Ziel war, wird bei Philo religiöse Sehnsucht".

Das rabbinische Judentum taucht in diesem Buche gelegentlich auf. So hält es die Verfasserin für wahrscheinlich, dass Philo die rabbinische Auslegung der Gottesnamen gekannt habe. Die Frage, mit welchem Recht Philo das AT universalistisch, also im Gegensatz zu den Rabbinen,

gedeutet habe, dürfte freilich ein wenig zu einfach gestellt sein.

Leider fehlt dem Buch mindestens ein Stellenregister; denn diese äusserst seriöse Arbeit, die der Forschung wirklich weiterzuhelfen bestimmt ist, sollte nicht bloss einmal gelesen, sondern immer wieder benützt werden. S. Lauer

David C. Young, Three Odes of Pindar. A Literary Study of Pythian 11 Pythian 3 and Olympian 7. E.J. Brill, Leiden, 1968, brosch., 20 Gld.

Der schmale Band (rund 130 Seiten) stellt sich als Fortsetzung einer früheren Arbeit des Verfassers über die Pindar-Forschung seit Boekh dar, wobei mit Kritik, besonders an Wilamowitz, nicht eben gespart wird. Diese Einstellung zur herkömmlichen Philologie nimmt Young aber keineswegs zum Anlass, sich von philologischer Kleinarbeit zu dispensieren; vielmehr ist es sein Anliegen, den Wortlaut genau zu beachten. (Die schwierige Stelle Pythien XI 54-57 vermag er freilich auch nicht zu heilen).

Was Young der älteren Forschung besonders vorwirft, ist ihr Bestreben, politisch-historische Fakten und biographische Anspielungen aus dem Text herauszulesen; dieses Bestreben führe nämlich dazu, dass die dichterische Aussage und die Qualität der Gestaltung unbeachtet bleibe. Gerade am Beispiel von Pythien III zeigt der Verfasser, wie wenig es angeht, Gedanken von ihrem politischen Grund abzulösen und als "Grundgedanken" zu proklamieren. So untersucht er vor allem topoi und konventionelle Ausdrücke und zeigt, wie aus dem Zusammenspiel aller Ausdrucksmittel (Gedanken, Sprache, Bilder, Form) das einheitliche Kunstwerk entsteht, das von der unerreichten Grösse seines Schöpfers zeugt.

Von den beiden Anhängen sei besonders der erste erwähnt: Er gibt einen zu weiterer Arbeit anregenden Katalog von Ausdrücken für Beachtung oder Nichtbeachtung des Naheliegenden und des Unerreichbaren; aus diesem Katalog mag man auch auf Pindars Stellung innerhalb der griechischen Literatur schliessen.

Im ganzen ein philologisch schönes und anregendes Buch. S. Lauer

Siegfried Morenz, Die Begegnung Europas mit Aegypten, mit einem Beitrag von Martin Kaiser über Herodots Begegnung mit Aegypten, 320 Seiten mit 12 Bildtafeln, Verlag Artemis, Zürich und Stuttgart 1969, Fr. 44.-.

Das vorliegende Buch, eines der letzten, die der jüngst verstorbene Aegyptologe und Religionsgeschichtler verfasst hat, ist hervorgegangen aus einem 1968 in den Sitzungsberichten der sächsischen Akademie gedruckten Vortrag, der seinerseits auf einer Basler Universitätsrede von 1963 aufbaut sowie auf verschiedenen Vorarbeiten, wie z.B. der 1952 erschienenen Abhandlung"Die Zauberflöte", eine Studie zum Lebenszusammenhang Aegypten-Antike-Abendland. Was diese Vorgeschichte des Buches vermuten lässt, wird durch die Lektüre bestätigt: es handelt sich um ein ausgereiftes, in bildkräftiger Sprache geschriebenes Werk, das einen solchen Ueberblick, eine solche Weite des Horizontes und einen so sicheren Blick für das Wesentliche, das Fruchtbare und Fortwirkende verrät, wie das nur von einem Meister seines Faches erwartet werden kann. Morenz verfolgt die Begegnung Europas mit Aegypten (mit dem pharaonischen und dem griechisch-römischen Aegypten) vom dritten vor-

christlichen Jahrtausend an bis in die Gegenwart, von den Handelsbeziehungen der altägäischen Welt und Aegypten und deren fruchtbaren Auswirkungen auf das künstlerische Schaffen, von den Einflüssen, die sich in der Sage von der Entführung der Europa, in der Danaiden-Sage und im Mythos von Perseus und Andromeda niedergeschlagen haben, von der Kettenreaktion, der die griechische und die römische Schrift ihre Entstehung verdanken, von der Ueberlieferung des Kalenders an bis hin zu Mozarts Zauberflöte, zu Verdis Aida, zu Bildern Kandinskys, Klees und Gauguins, und bis zu Romanen wie Lion Feuchtwangers Josephus-Trilogie und zu Thomas Manns mehrbändigem Roman "Joseph und seine Brüder": eine bewundernswert anregende, Literatur, bildende Kunst, Architektur, exakte Wissenschaft und Religion mit einbeziehende Darstellung der vielschichtigen Frage, wie und auf welchen Wegen das alte Aegypten fortgewirkt hat und noch fortwirkt, eine Darstellung, die - wie Morenz selbst einmal äusserte - "ohne allzuviele Spuren handwerklicher Mühsal" jedem gebildeten Laien zugänglich und verständlich ist. Wer tiefer in die einzelnen Fragen eindringen und Einblick nehmen will in die Werkstatt des Forschers, findet in den zahlreichen Anmerkungen, die fast ein Drittel des Umfanges ausmachen, reiche Aufschlüsse. Erstaunlich, wie viele allgemein bekannte Tatsachen und Denkmäler durch den Blickwinkel, unter dem Morenz sie betrachtet, neue Bedeutung und Farbe gewinnen. Um nur ein Beispiel zu nennen: die bekannte Wägeszene auf der sogenannten Arkesilas-Schale, die unsere Geschichtsbücher gerne als Beispiel griechischer Vasenmalerei und zugleich als Beleg für die Silphion-Ausfuhr Kyrenes abbilden, wird von Morenz (im Einklang mit anderen Forschern) als weltliche Uebertragung, sozusagen als Parodie jener Seelenwägung des ägyptischen Totenbuches vorgestellt, die ihrerseits im ursprünglichen religiösen Sinne auf mittelalterliche Darstellungen des Totengerichts mit Wägeszenen (so im Tympanon der Pforte von Autun) eingewirkt hat.

Der Beitrag von Martin Kaiser über Herodots Begegnung mit Aegypten fügt sich als wertvolle, auf alle Einzelheiten eingehende Ergänzung an; dieser Beitrag ist aus einer Arbeit hervorgegangen, die während der Basler Lehrtätigkeit von Professor Morenz für das ägyptologische Seminar verfasst und von Morenz selbst und seinem graezistischen Kollegen Von der Mühll gefördert worden ist.

Obwohl dieses Aegypten-Buch nur einen kleinen Teil des alten Erbes behandelt, das in der abendländischen Kultur wirksam geworden ist, kann man es nicht aus der Hand legen, ohne seinem Verfasser recht zu geben, der im Vorwort und im Schlusswort seines Buches nachdrücklich darauf hinweist, dass "Geschichte weithin Partnerschaft" sei und dass uns, da wir weder im Raum noch in der Zeit allein seien, " die Begegnung wie im Raum so in der Zeit" zieme. Theodor Knecht